

Antrittsrede von Herrn ERNST-LUDWIG VON THADDEN
an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften vom 24. Oktober 2009.



Geboren bin ich als Sohn zweier Menschen, die aus sehr verschiedenen Lebenswelten kamen: meine Mutter aus dem westdeutschen akademischen Bürgertum, mein Vater aus dem ostelbischen Landadel. Doch gab es, neben allem Persönlichen, auch einige Gemeinsamkeiten in beider Hintergrund. Aus meiner Sicht waren dies vor allem die Flüchtlingserfahrung – die Familie meiner Mutter hatte vor dem Krieg in der Nähe von Berlin gelebt, mein Vater hatte auf dem Familiengut in Hinterpommern noch den russischen Einmarsch erlebt – und die Geschichtswissenschaft, in der beide vor ihrer Heirat promoviert hatten. Beides hat uns vier Kinder

geprägt: ersteres in Form von Erzählungen und eines sparsamen Lebensstils, letzteres durch vielfältige Gespräche und Besuche, die uns enorm bereichert haben. Im Grunde hatten wir zu Hause ständig lebendigen Geschichtsunterricht.

In der Schule fand ich vieles interessant, doch zeichneten sich in der Oberstufe bald die Mathematik und die alten Sprachen als meine Lieblingsgebiete ab. Im Griechischen faszinierte mich, neben der Sprachgewalt des Aischylos, vor allem der Beginn des wissenschaftlichen Denkens, von den Vorsokratikern bis zu Sokrates, und in der Mathematik die Klarheit dieses Fragens und Denkens selbst. Das $\tau\iota\ \pi\omicron\tau\prime\ \epsilon\sigma\tau\iota\nu$ des Sokrates, dies „was ist das eigentlich?“, hat mich seither immer begleitet.

Als ich dann in Heidelberg zu studieren begann, entschied ich mich schließlich doch nicht für die Philologie, sondern für die Mathematik. Ich glaube, dass die Mathematik, auch wegen meines Elternhauses, einfach die größere Herausforderung darstellte. Je länger ich studierte, desto mehr machte sich allerdings mein Interesse an den Sozialwissenschaften bemerkbar. Die ideale Verbindung zwischen diesen meinen beiden Interessen waren offensichtlich die Wirtschaftswissenschaften, die ich verstärkt zu studieren begann. Doch erschöpfte sich deren Lehre in Heidelberg in relativ oberflächlicher Dogmatik aus deutscher Nachkriegstradition und der Wiedergabe einiger klassischer Gleichgewichtsmodelle, die mir völlig unplausibel blieben. Erst ein Vortrag von Werner Hildenbrand aus Bonn über das Aggregationsproblem öffnete mir die Augen. In diesem Vortrag setzte sich Hildenbrand sehr kritisch mit der empirischen Inhaltsleere der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie und ihrer Unzulänglichkeit bei der Herleitung gesamtwirtschaftlicher Struktureigenschaften auseinander. Er tat dies nicht mit einer auch heute noch weitverbreiteten billigen, abqualifizierenden Haltung der gesamten Theorie gegenüber, sondern konstruktiv, innovativ und von echtem Verständnis getragen. Das war kritische Theorie, wie ich sie mir wünschte!

Ich schloss dann ziemlich schnell mein Mathematikstudium ab und wechselte nach Bonn, um im dortigen „European Doctoral Program for Economics“ zu pro-

movieren. In Bonn lehrten die drei besten Wirtschaftswissenschaftler Deutschlands, Martin Hellwig, Werner Hildenbrand und Reinhard Selten, alle an einer Fakultät, es gab ein (noch recht rudimentäres) Doktorandenprogramm, das die besten Doktoranden Deutschlands anzog, und es herrschte ein ganz anderes Forschungsklima. Im Rahmen des Doktorandenprogramms ging ich im folgenden Jahr an die London School of Economics, wo ich weiter meine Wissenslücken stopfte und vielfältige Bekanntschaften über das große Commonwealth hinweg knüpfte. Gegen Ende der Zeit in London erreichte mich die Anfrage von Martin Hellwig, ob ich zu ihm an seine neue Wirkungsstätte in Basel kommen wolle. Obwohl Basel auf der wirtschaftswissenschaftlichen Landkarte bisher ein weißer Fleck war, zögerte ich nicht. Hellwigs einzigartige Kombination von profunden mathematischen Fähigkeiten, präziser ökonomischer Intuition und genuinem wirtschaftspolitischen Engagement hatten mich schon in Bonn fasziniert und haben mich bis heute geprägt.

Gegeben Hellwigs und meine Interessen war es klar, dass meine Dissertation von der großen Frage handeln würde nach dem Funktionieren von Finanzmärkten, wenn Preise nicht alles koordinieren können. In den 1980er Jahren war es weithin klar geworden, dass das klassische Walrasianische Modell gleichgewichtiger Märkte für die Erklärung von Kapitalmärkten zumindest erweiterungsbedürftig war. Für diese Neuausrichtung gab es verschiedene Ansätze, und Hellwig, als einer der führenden angewandten Spieltheoretiker, rückte die Fragen strategischer Interaktion und asymmetrischer Information in den Blickpunkt des Interesses. Nach manchem Suchen und Zaudern fand auch ich meine Forschungsfragen, die sich vor allem um das Funktionieren und die Stabilität von Banken drehten. Meine Doktorarbeit war rein theoretisch, und so ist meine Arbeit seither mit wenigen Ausnahmen auch geblieben. Zu methodisch guter empirischer Arbeit fehlt mir einerseits das Rüstzeug (Bonn ist bis heute die Hochburg der deutschen Wirtschaftstheorie) als auch der wirkliche Antrieb – das sokratische „*τι ποτ' εστιν*“ hat etwas Abstraktes, Theoretisches.

Nach der Promotion blieb ich zunächst, der deutschen Tradition folgend, für eine Assistenzzeit in Basel. So entwickelte sich eine lange Verbundenheit zur Schweiz, die ich an jenem Herbsttag 1988, als ich zum ersten Mal aus dem Basler Bahnhof SBB trat, nie geahnt hätte und die das Land durch glückliche Zufälle zu meiner zweiten Heimat gemacht hat. Der wichtigste dieser Zufälle war, dass ich in Basel meine spätere Frau kennenlernte, die seither mit mir durch dick und dünn gegangen ist und später auch vor dem Abenteuer Deutschland nicht zurückschreckte. Und so lebe ich auch seit einiger Zeit mit vier Bretzwilern zusammen, die gleichwohl selbst noch nie in diesem Dorf im Kanton Baselland waren – die Absonderlichkeit des schweizerischen Bürgerrechts will es, dass meine Kinder die Heimatbürgerschaft der Vorfahren meiner Frau haben.

Von Basel ging es dann für ein Jahr als Assistenzprofessor an die Universität Stanford in Kalifornien. Hier kam ich wieder in eine neue Welt. Eine große Gruppe ausgewählter, ehrgeiziger und verschworener Doktoranden, Assistenzprofessoren, die rund um die Uhr arbeiteten, in hartem Wettbewerb um die begehrte „Tenure“ und dennoch wissenschaftlich kooperierend, und volle Professoren, die in ihrem

Gebiet weltweit führend waren, häufig eigenen Theorien oder Forschungsmethoden ihren Namen gegeben hatten, und oft weit über ihr Fachgebiet hinaus blickten. Neben all dieser Dynamik in der Forschung kam man hier der Humboldtschen Verpflichtung zur Lehre stärker nach, als ich das aus Deutschland gewohnt war: ich habe selten in meinem Leben so hart für eine Vorlesung gearbeitet, wie für die Vorlesung über Organisationstheorie, die ich in Stanford gehalten habe. In Stanford ist auch meine einzige Arbeit entstanden, die je ins Russische übersetzt wurde, eine Arbeit über die Organisation der Treuhandanstalt im Rahmen eines vergleichenden Projektes der Weltbank.

Neben der Organisationstheorie begann ich mich in jenen Jahren mit dem, was heute als „Corporate Governance“ modisch geworden ist, und mit der Frage der Kapitalstruktur in der Theorie der Unternehmensfinanzierung zu beschäftigen. Diese und andere Aktivitäten erhielten einen Dämpfer, als ich 1995 auf eine Professur an der Universität Lausanne berufen wurde. Diese Professur verlangte es zum Beispiel, dass ich Makroökonomik auf Französisch unterrichtete – ein Gebiet, das ich kaum kannte, in einer Sprache, die mir kaum geläufig war. Für diese Vorlesung habe ich vermutlich noch härter gearbeitet als für die Organisationstheorie in Stanford. Doch hat solch ein Härtestest auch Vorteile – seit jener Zeit kann ich Französisch, und in jener Vorlesung habe ich mich auf das Wesentliche beschränkt, was die Studenten durchaus schätzten.

Neben den Lehrjahren als Professor begann in jener Zeit in Lausanne auch der Aufbau des Forschungszentrums für Finanzökonomik, den mein bewunderter Kollege Jean-Pierre Danthine mit großer Energie vorantrieb und in den ich immer mehr eingebunden wurde. Hier lernte ich, wie die Wirtschaftswissenschaften, und vor allem „gewinnträchtige“ Bereiche wie die Finanzökonomik, durch intelligente Verabredungen mit der Privatwirtschaft strukturell und in großem Ausmaß gefördert werden können. Ende der 90er Jahre entstand aus dieser Förderung das Center for FAME (Financial Asset Management and Engeneering), das die Schweizer Banken mit einer 20 Millionen Franken starken Stiftung ausstatteten, damit wir unabhängig und langfristig wirtschaften konnten. Solch eine Großzügigkeit und Weitsicht habe ich in Deutschland seit meiner Rückkehr weder auf privatwirtschaftlicher und schon gar nicht auf staatlicher Seite gefunden.

Obwohl wir Zwillinge erwarteten, war meine Frau sofort dabei, als ich für das Jahr 1998/99 eine Einladung an das Center for Advanced Studies in the Behavioral Sciences in Stanford bekam. Manches in diesem Jahr versinkt hinter einem Schleier der Müdigkeit, aber bei uns beiden ist die Erinnerung an die wunderbare Atmosphäre und an die Gastfreundschaft der Mitarbeiter und Fellows des Centers unvergessen geblieben. Wissenschaftlich hatte ich „on the hill“, wie das Center genannt wird, jegliche Freiheit, die ich vor allem dazu nutzte, eine Theorie des Konkurses zu entwickeln, eine Arbeit an der Schnittstelle zwischen Wirtschaftswissenschaften und Jura, die mich bis heute beschäftigt.

Zurück in Lausanne führte ich diese Arbeiten weiter und wandte mich überdies der politischen Ökonomie im engeren Sinne zu. In Arbeiten mit Enrico Perotti untersuchte ich zunächst die Frage nach der Komplementarität von Finanzstruktu-

ren, also die Frage, warum bestimmte Eigenschaften von Finanzmärkten gemeinsam aufzutreten scheinen. Hieraus erwuchs die Frage nach möglichen politischen Determinanten von wirtschaftlichen Strukturen, die ich seither in verschiedenen Projekten weitergeführt habe. Auf organisatorischer Ebene übernahm ich die Leitung des Doktorandenprogramms der Fakultät und wurde wissenschaftlicher Direktor des „National Competence Centers in Research“ in Finanzmarktökonomik, eines vom Nationalfonds geförderten wissenschaftlichen Großprojektes der Universitäten Zürich und Lausanne, dessen Struktur die von der deutschen „Exzellenzinitiative“ 10 Jahre später geförderten Exzellenzcluster vorwegnahm.

Im Sommer 2004 folgte ich einem Ruf an die Universität Mannheim, an der ich bis heute arbeite. Ohne dies geplant zu haben, war ich damit in eine Zeit des tiefgreifenden Wandels der deutschen Universitätslandschaft gekommen. Die „Exzellenzinitiative“, der Aufbau der Mannheimer Graduiertenschule in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, die Einführung von Bachelor- und Masterstudium, die allmähliche Transformation des Lehrstuhlsystems in eine Departmentsstruktur mit Juniorprofessuren und zentralisierten Ressourcen, all dies hat einen großen Teil meiner Zeit in Anspruch genommen. Ob es sich gelohnt hat, wird die Zukunft zeigen.